

währung, die Abhängigkeit der DDR von der Bundesrepublik.

Das Geflecht aus Verträgen und Kooperation hielt der erneuten Zuspitzung der Ost-West-Konfrontation Anfang der 80er Jahre stand und half Michail Gorbatschows Perestroika und damit letztlich dem unblutigen Ende des sowjetkommunistischen Systems den Weg zu ebnen. Deutschland wurde am Ende der 80er Jahre – und das war sicherlich eine Folge seiner über längere Zeit verfolgten Entspannungspolitik und eine der Bedingungen der Vereinigung – in der Sowjetunion und in den mit ihr verbündeten Staaten, ebenso wie im westlichen Ausland, überwiegend nicht mehr als bedrohliche Macht wahrgenommen. Das galt für einen Großteil der östlichen Partei- und Staatsführungen und für oppositionelle Formationen wie die tschechische Charta 77 und die polnische Solidarność, wo man zu dem Ergebnis kam, ein vereintes Deutschland könnte unter Umständen mehr im Interesse des östlichen Mitteleuropa liegen als die andauernde Zweistaatlichkeit.

Die letzten Endes ökonomisch begründete Existenzkrise des Ostblocksystems, also eine innere Ursache, war in erster Linie verantwortlich dafür, dass, unter Beteiligung revolutionär-demokratischer Massenbewegungen, ein politischer Ordnungswechsel eingeleitet und damit auch die deutsche Einheit machbar wurde. Den Boden dafür bereitet zu haben und wohl auch die herrschende Monopolbürokratie in der UdSSR und anderswo von einem Massaker im Innern oder der Flucht in den äußeren Krieg abgehalten zu haben, geht größtenteils auf das Konto der westlichen Entspannungspolitik, insbesondere der bundesdeutschen Neuen Ostpolitik. Dass die Sozialdemokratie im Zuge des revolutionären Umbruchs in Mittel- und Osteuropa und der folgenden politisch-gesellschaftlichen Transformation an den Rand geriet, steht auf einem anderen Blatt. Es war indes keineswegs unausweichlich, auch nicht angesichts des begonnenen neo-konservativ-neoliberalen Rollback im Westen und verweist auf eine selbstkritische Reflexion.



Peter Brandt

ist Professor (i.R.) für Neuere deutsche und europäische Geschichte und ehrenamtlich Direktor des interdisziplinären Dimitris-Tsatsos-Instituts für Europäische Verfassungswissenschaften (DTIEV) an der Fernuniversität Hagen.

peter.brandt@fernuni-hagen.de

Julian Heidenreich

Die Tyrannei der Möglichkeiten

Von Individualisierung und der Angst um die eigene Identität

Ständig müssen wir uns entscheiden. Genau genommen entpuppt sich schon der schnelle Einkauf im Supermarkt um die Ecke als wahres Entscheidungschaos. Allein beim Kauf eines Joghurts haben wir die Wahl zwischen diversen Fruchtsorten, Fettgehalten, Zuckermengen, Marken- und Billigprodukten. Man könnte mehrere Mi-

nuten mit der Wahl des richtigen Joghurts verbringen; lange vorbei sind die Zeiten, in denen die Auswahl unserer Nahrungsmittel durch das saisonale und regionale Angebot bestimmt wurde.

Dieser Überfluss an Auswahl gilt als Errungenschaft, als Sieg der Marktwirtschaft über das Diktat der Einschränkung durch

die Natur, der sich der Mensch jahrtausendlang unterwerfen musste; ein Schritt in Richtung Freiheit. Doch unser Gehirn hat mit dieser rasanten Entwicklung nicht Schritt gehalten. Wir konstruieren *Entscheidungsbrücken* und müssen uns für unseren Lieblingsjoghurt immer wieder neu entscheiden, auch wenn wir das aus unserem Bewusstsein längst verdrängt haben. Das strengt unseren Organismus an, denn unser »Steinzeithirn« ist bereits mit der Auswahl in einem mittleren Supermarkt überfordert (Süddeutsche Zeitung vom 6.12.2014). Der Sozialwissenschaftler Fred Hirsch nannte diesen täglichen Marathon durch die Angebotsvielfalt moderner Konsumgesellschaften einst die »Tyrannei der kleinen Entscheidungen«.

Natürlich geht es in diesem Beispiel nur um Joghurt, und die tatsächlichen Auswirkungen auf die eigene Lebenswelt halten sich in Grenzen, ganz gleich für welches Produkt man sich entscheidet. Im Ernstfall werde ich zu diesem Produkt nicht mehr greifen. Tatsächlich stehen wir aber täglich vor Entscheidungen, die unseren Lebensweg nachhaltig beeinflussen und verändern: in der Ausbildung, in der Karriereplanung und bei der Partnerwahl, um nur einige Beispiele zu nennen. In diesen Bereichen müssen wir uns aktiv entscheiden und das auch immer wieder neu, da es ständig Alternativen zur eben erst getroffenen Entscheidung gibt und geben wird. Dabei ist es nicht so, dass wir diese Entscheidungen suchen, vielmehr scheint es, als fänden sie uns, als verfolgten sie uns. Sie werden uns von Institutionen und Systemen in denen wir uns zwangsläufig bewegen (Schule, Uni, Arbeitsplatz, Ehe, Familie, Gesundheitswesen, politisches System usw.) geradezu oktroyiert. Und obwohl dieser Entscheidungszwang von außen auf uns wirkt, wird das meiste, was im Leben eines Menschen geschieht, seiner individuellen Verantwortung, seiner *Entscheidungsfreiheit* zugerechnet (Entscheidungsfreiheit bedeutet zwar zwischen Alternativen wählen zu können,

aber keinesfalls frei vom Entscheidungszwang zu sein). Diese Erkenntnis klingt banal, tatsächlich aber ist das Phänomen der Zurechnung des Lebensverlaufs auf die Verantwortlichkeit des Individuums relativ neu. Es ist das Ergebnis der Individualisierung in modernen Gesellschaften.

Mit folgendem kontrastierenden Beispiel zur Individualisierung beginnt eine Vorlesung des Soziologen Armin Nassehi: In einer Studie des Historikers Arthur E. Imhof wird beschrieben, dass ein Hof in Nordhessen über mehrere Jahrhunderte von dem Bauern Johannes Hoos geleitet wurde. Natürlich handelt es sich hierbei nicht um ein und dieselbe Person. Tatsache ist aber, dass immer eine Person zur Verfügung stand, die Johannes Hoos hieß und die Nachfolge des Hofes übernahm. Obwohl natürlich *jeder* Johannes Hoos ein Individuum war, wurden ihm keine großen individuellen Entscheidungen abverlangt, vielmehr wurde jede dieser Personen in die jahrhundertealte Hülle des Johannes Hoos hineingeboren, was sie von außen kaum unterscheidbar, kaum als Individuum wahrnehmbar macht. Die Frage, wann und warum einer von diesen Johannes Hoos sich denn entschieden habe, Bauer zu werden und den Hof zu übernehmen, wäre auf Unverständnis gestoßen. Es zeigt, wie wenig soziale Erwartung in früheren Gesellschaften mit Individualität verbunden war. Oder, wie Nassehi schreibt, »Herkunft und Zukunft fielen zusammen. [...] Fragen danach, wer man sei, was man wolle und was man für die Zukunft zu entscheiden habe, waren immer schon beantwortet – durch den sozialen Ort, an dem man sich befand.« Erst infolge der Reformation, der Säkularisierung und der Entstehung einer bürgerlichen Gesellschaft wurde diese starre Verbindung aufgelöst. Erst durch Bildung wird die Person zur Reflexion gezwungen, wird ihr die Kontingenz des eigenen Lebenswegs vor Augen geführt. Bildung fungierte und fungiert sozusagen als »Individualitätsgenerator«.

Zur Individualisierung verdammt

In unserer modernen Gesellschaft gilt der Satz »Herkunft und Zukunft fallen zusammen« glücklicherweise nicht mehr in seiner Absolutheit. Natürlich werden wir noch immer in gewisse Milieus hineingeboren, welche die eine oder andere Biografie wahrscheinlicher machen. Aber eigentlich sehen wir es ja gerade als Aufgabe einer modernen demokratischen Gemeinschaft an, die Zukunft von der Herkunft zu entkoppeln. Es soll Chancengleichheit und Wahlfreiheit herrschen; nicht Herkunft, sondern Ausbildung und Leistung sollen unsere (zumindest wirtschaftliche) Biografie bestimmen. Dass speziell Deutschland diesem Ideal, im Vergleich zu anderen westlichen Ländern, hinterherhinkt sei nur nebenbei bemerkt. Entscheidend für die Individualisierung ist eher das Postulat der Wahlfreiheit als ihre tatsächliche Messbarkeit, die im historischen Kontext liberale Idee, dass »wir alle unseres eigenen Glückes Schmied« sind. Oder: dass jeder seines eigenen Glückes Schmied sein *muss!* Der kürzlich verstorbene Soziologe Ulrich Beck diagnostizierte in diesem Zusammenhang, die Normalbiografie werde damit zur »Wahlbiografie«, zur »reflexiven Biografie«, zur »Bastelbiografie« usw. Sie bedeute das Ende der festen, vorgegebenen Menschenbilder. Der Mensch werde im radikalsten Sinne zur Wahl seiner Möglichkeiten, zum »homo optionis«, und zur »Individualisierung verdammt«. Die Folge ist eine »Entroutinisierung« des Alltags: Eigentlich ist unser soziales Handeln eingebettet in Routine, wichtig ist die Erlebnisschicht des »immer wieder«, des Normalen, des Überraschungsfreien. Nur so können wir planen. Diese Planungssicherheit geht aber durch die permanente Eröffnung neuer Entscheidungsmöglichkeiten mehr und mehr verloren. Daher spricht Beck auch von einer »Unlebarkeit der Moderne«: »Nachdenken, Überlegen, Planen, Abstimmen, Aushandeln, Festlegen, Widerrufen und alles

fängt wieder von vorne an: Das sind die Imperative der »riskanten Freiheiten«, unter die das Leben mit Fortschreiten der Moderne gerät.« Diesen Zustand des auf sich gestellten Individuums im Angesicht der Kontingenz des eigenen Lebens nannte die politische Philosophin Hannah Arendt einst treffend: »Tyrannei der Möglichkeiten«.

Wir versuchen nun diese »unlebbare Moderne« lebbar zu machen, indem wir uns künstliche Routinen schaffen. Wir treffen Entscheidungen und blenden aus, dass in ihrem direkten Anschluss Folgeentscheidungen anstehen. Wir legen Alternativen und Folgeentscheidungen auf Eis, wir *beschließen* Dinge. Wir unterschreiben Arbeitsverträge, kaufen Häuser, schließen Ehen, bestimmen einen Lieblingsjoghurt, um der Tyrannei der Möglichkeiten zu entfliehen. Wir routinisieren die Entroutinisierung. Das funktioniert meist nur temporär, da wir insgeheim um die Möglichkeiten, die im Eis lagern wissen. Häufig ist es nur eine Frage der Zeit, bis sie auftauen und unser einstiger »felsenfester« Beschluss zur Disposition steht. Es werden künstliche Leitlinien innerhalb der Freiheit aufgebaut, die so hart erkämpft wurde: zunächst gegen die starren Strukturen der Ständegesellschaften später gegen die Klasesengesellschaft, zuletzt gegen die Determiniertheit sozialer Milieus. Während der Soziologe Pierre Bourdieu in den 70er und 80er Jahren Milieuzugehörigkeit noch durch den Konsum gewisser Güter diagnostizierte, haben sich auch diese Handlungsanleitungen abgebaut, spätestens, seit es beim Discounter Golfschuhe, Champagner und Fernreisen für jedermann zu kaufen gibt.

Der Wegfall der Lebensanleitungen durch die neuen Freiheiten und die inflationären Entscheidungsmöglichkeiten werfen vor allem ein Problem auf: den Verlust exogener Identitätsstiftung. Wir definieren uns vor allem durch das was wir tun und äußern und durch die Umgebung, in der wir uns befinden, vereinfacht gesagt: durch

Angst um die eigene Identität

unser Aushängeschild in der Gesellschaft. Meistens sind das unsere Berufe, das Zugehörigkeitsgefühl zu einer gesellschaftlichen Gruppe und vielleicht noch die politische Einstellung. Durch die Individualisierung brechen diese Definitionskategorien auf. Wir ergreifen den Beruf nicht mehr fürs Leben, ständig besteht die Möglichkeit noch einmal zu studieren oder die Branche zu wechseln. Dabei stehen wir unter Zugzwang: Wir müssen unsere berufliche Laufbahn »optimieren«. Die sozialen Milieus lösen sich auf, wir können uns keiner Klasse mehr zuordnen, das Zugehörigkeitsgefühl zu einer bestimmten Gruppe zerfällt. Die althergebrachten politischen Lager links und rechts sind längst aufgebrochen, unklar scheint, wo die neuen Gräben liegen werden und auf welcher Seite man sich positionieren soll. Die Tyrannei der Möglichkeiten ist exakt dieser Zustand: alles sein zu können und vielleicht auch sein zu sollen. Das Problem: Wenn man alles sein kann – was ist man dann? Alles und nichts? Im Ergebnis zeigt sich die Identitätskrise des Individuums, die Angst um die eigene Identität.

Also suchen wir nach neuen (alten) Lebensleitlinien zur Identifikation – was im neuen Konservatismus der Lebensweise junger Menschen zu beobachten ist. Beziehungsmodelle und Rollenverteilungen, die in den 60ern noch öffentlich bekämpft wurden, halten wieder Einzug in die Lebenswirklichkeit junger Familien. Backen, Handarbeit und Stricken, einst von der Emanzipation zum Teufel gejagt, erleben einen triumphalen Wiederaufstieg in den Küchen, Wohnzimmern und Internetblogs junger Akademiker/innen. Das Eigenheim als krisensicherer Rückzugsort erfreut sich großer Beliebtheit. Das Wort Speißer ist

für viele schon lange kein Schimpfwort mehr. Gleichzeitig füllen wir die Lücke, die durch den Bedeutungsschwund klassischer Religion und ihrer Handlungsanweisungen entstanden ist, mit der Suche nach allerlei metaphysischer Sinnstiftung. Ulrich Beck schrieb dazu etwas salopp: »Hier haben die Antwort-Fabriken, der Psycho-boom, die Ratgeber-Literatur ihren Markt, jene Mischung aus Esoterik, Urschrei, Mystik, Yoga und Freud, die die Tyrannei der Möglichkeit übertönen soll.«

Im Gegensatz zur Selbstfindung in alten (im wahrsten Sinne des Wortes) Strickmustern und gelegten Tarot-Karten wirkt die Identitätssuche in bereits als überwunden geglaubten Kategorien ziemlich beunruhigend. So kann sicherlich auch die *Renaissance* des Nationalen zumindest teilweise auf den Verlust anderer identitätsstiftender Umstände zurückgeführt werden – gerade eindrücklich durch die Pegida-Bewegung und ihre Ableger vorgeführt. Hier soll der alte Identitätsstifter »Abendland« gegen seine angebliche Zerstörung verteidigt werden. Tatsächlich scheint es ein wachsendes Bedürfnis zu geben, den letzten großen Identitätsstifter, den Nationalstaat mit seinen vermeintlich homogenen und sicheren Werten und den damit verbundenen Handlungsrichtlinien, vor Veränderung durch ein feindliches *Außen* zu schützen. Dabei ist die Identitätssuche im Nationalgefühl nicht ungefährlich. Die Übergänge vom Patriotismus zum Nationalismus über den Chauvinismus hin zum Faschismus sind, das zeigt nicht zuletzt unsere Geschichte, fließend. Hier offenbart sich eine der großen Herausforderungen, vor der wir als Ergebnis der Individualisierung stehen: eine hochindividualisierte Gesellschaft zu integrieren, ohne dabei in alte Identitätsmuster zurückzufallen.



Julian Heidenreich

hat Soziologie, Amerikanische Kulturgeschichte und Politikwissenschaften studiert und arbeitet als freier Filmkomponist in München.

julian@rotamind.com